

Hinführung

Das Werden der Arbeit

„Every human being is an artist, a freedom being, called to participate in transforming and reshaping the conditions, thinking and structures that shape and condition our lives“. Joseph Beuys

„Das“ Land hat eine Autorität in der Wahrnehmung von gegenwärtigen, komplexen, zuweilen chaotischen gesellschaftlichen Transformationsprozessen und in der Reaktion auf diese Übergänge. In den ländlichen Räumen kristallisieren sich gesellschaftliche Entwicklungen zu markanten Problempunkten. Ihr scharfes Profil resultiert aus der Vielfalt gesellschaftlicher Milieus und persönlicher Lebensstile auf relativ engem Raum, einem Ort in zugleich relativer Weitläufigkeit. Jedes Dorf ist der Ernstfall von Individualisierung und Pluralisierung.

Dem Land fehlt jegliche Einheitlichkeit – und so muss es auch zwangsläufig dieser Arbeit daran mangeln, weil sie sich den Bewegungen ländlicher Räume aussetzt. Sie ist das Ergebnis eines mehrjährigen Prozesses des Treibens, in gelungenen Momenten des Treibenlassens, des Getrieben-Seins, das Land in den Blick nehmen zu wollen, mehr zu erfahren über die Veränderungen, die sich in und mit ländlichen Regionen ereignen, über die Zusammenhänge und wie Menschen darauf reagieren. Die Einheitlichkeit findet sich in der Individualität der Autorin.

Der Kontext für das Werden dieses Themas und für den Blick auf ländliche Räume ist ein theologischer, kirchlicher, verbandlicher. Die Idee entstand in der Zeit als Bundesseelsorgerin der Katholischen Landjugendbewegung. Der Kontext der GesprächspartnerInnen ist ebenfalls ein kirchlich-ländlicher. Ich habe sie fast alle in den sieben Jahren meiner Tätigkeit im Bundesvorstand der KLJB kennen gelernt. Zugleich blieb lange unklar, welche Rolle Kirche und Theologie in diesem Habilitationsprojekt spielen sollten. Und genau diese Frage hat sich letztlich als Forschungsfrage herausgeschält. Welchen Raum können Theologie und Kirche in Zukunft einnehmen, um in den gesellschaftlichen Entwicklungen Neues werden zu lassen? Es ist die Aufgabe von Theologie und Kirche, Einzelne und Sozietäten in ihrem Wandel zu begleiten, Wandlung zu ermöglichen, neu zu denken, innovativ zu handeln – orientiert an den Kriterien der christlichen Botschaft von der Freiheit und Würde jedes Menschen. Das Land ist eine harte Reibfläche für diese Aufgabe, denn so klar formuliert, so schwer bleibt sie identifizierbar in der Unschärfe ländlicher Räume. Es ist, wie es ist, und gleichzeitig ganz anders oder auch gar nicht, es wird und es wird nicht – das Land. Realitäten und Zusammenhänge werden festgestellt und existieren gleichzeitig nicht.

Die offenkundigen Widersprüche und Ambivalenzen haben mich angetrieben, immer weiter zu suchen nach einer Definition, nach Kriterien, Grund-

strukturen und letztlich nach einer Konzeption für den ländlichen Raum und die Kirche auf dem Land. Diese Suche ist gescheitert und hat ihren Frieden gefunden in der Akzeptanz des Paradoxen. Das einzig mögliche Konzept ist die Akzeptanz der unendlichen Zahl möglicher Konzeptionen bis hin zur völligen Konzeptlosigkeit. Sich dem auszusetzen, diesen Zustand auszuhalten, ist der einzige Weg, Innovation entstehen zu lassen. Dieser Weg ist kein eindeutiger, eher ein Geflecht von Erfahrung und Tradition, Experimenten und Ideen, in dessen Verdichtungen Erkenntnis überspringen kann. Auf keinen Fall ist das Geflecht binnenkirchlich oder exklusiv theologisch abzugrenzen, sondern ein gesellschaftlich-globales. In diesem Geflecht sind Kirche und Theologie herausgefordert, sich als Transformationsräume zu inszenieren und identifizierbar zu werden. Ein Konzept gibt es dafür nicht, das Bild dieses Raumes kann nur am jeweiligen Ort entwickelt werden.

An diesen Orten befand ich mich nicht selbstverständlich. Meine Landgänge entwickeln sich fragmentarisch und prozesshaft im Wechselspiel von Außen und Innen, im Entstehen von Eindrücken und Bildern, in Faszination und Unverständnis. Ich komme nicht „vom Dorf“, bin kein „Landkind“ – und trotzdem lässt mich das Thema „Land“ nicht mehr los. Als Stadtjugendliche im fränkischen Ballungsraum Nürnberg-Fürth-Erlangen kam ich zum ersten Mal mit Landjugendlichen aus dem Nachbardekanat Hilpoltstein zusammen. Die Gleichaltrigen vom Land fielen durch andere Bildungsbiographien, die (meist Nebenberufs-) Landwirtschaft zuhause, ihre selbstverständliche Mobilität und ihren problemlosen Zugang zu Fahr- und Werkzeugen, Maschinen und anderen in der Jugendarbeit wichtigen Ressourcen auf.

Einige Jahre nach der eigenen aktiven Zeit in der katholischen Verbands- und Pfarrjugendarbeit begegnete mir das Land in Gestalt der Katholischen Landjugendbewegung (KLJB) der Erzdiözese Bamberg wieder. Die Diözesanleitung suchte nach einer „halben“ geistlichen Begleiterin. Nachdem sich dieses Ehrenamt lange Zeit ein Priester und ein Laientheologe geteilt hatten, war die Stelle des Priesters vakant und der Verband wollte dem Laientheologen eine Laientheologin zur Seite stellen. Just gegen Ende meiner Amtszeit, das mit dem Abschluss meiner Doktorarbeit und damit der Berufseinstiegsphase zusammenfiel, gab die Deutsche Bischofskonferenz im November 1997 grünes Licht für die Besetzung der Stelle des Bundesseelsorgers im Bundesvorstand der Katholischen Landjugendbewegung Deutschlands mit einer so genannten Laientheologin oder einem so genannten Laientheologen. 14 Jahre lang war diese Stelle vakant gewesen. Am 8. März 1998 wählten mich die Delegierten der KLJB-Bundesversammlung zur Bundesseelsorgerin. Dieses Wahlamt bekleidete ich sieben Jahre. Nach der geistlichen Begleitung des im bundesweiten Vergleich kleinen Bamberger Diözesanverbandes trat ich als Vorstandsmitglied des 70 000 Mitglieder starken Bundesverbandes – einem von drei Landjugendverbänden in Deutschland – in die politische Lobbyarbeit für das Land im Allgemeinen und die Landjugend im Speziellen ein.

Der Amtsantritt war Anlass für zahlreiche Interviewanfragen von Zeitungen, Magazinen und Rundfunksendern. In den Gesprächen trat die Frage des Innen und Außen hinsichtlich des ländlichen Raums offen zu Tage. Ich wurde auf meine Herkunft hin befragt und ob ich denn wenigstens schon einmal auf einem Traktor gesessen oder einen Garten um mein Haus hätte. Der Makel der städtischen Geburt ließ sich nicht tilgen und auch ein Umzug von Bamberg „auf's Land“ wurde von mir nicht erwogen. In dieser Hinsicht blieb ich im Außen, eine Außenseiterin, wenn es um originäre Landlebenserfahrung ging, die korrigierende Außenperspektive haltend, wenn sich Diskussionen im inner circle zu drehen drohten. Von Verbandsmitgliedern wurde mir das Außen nie vorgehalten, von ihnen wurde ich in das Innen des Landes, in Lebensgeschichten, agrarpolitische Themen und strukturelle Schwierigkeiten hineingezogen. Dieses Innen eröffnete mir einen völlig neuen Bezug zu internationalen Zusammenhängen, ökologischen Fragestellungen und zu politischen Entscheidungen. Ich lernte die Vielfalt ländlicher Räume, die unterschiedlichen Situationen des Landes und seiner BewohnerInnen zu sehen und mitzudenken. Der Einsatz für nachhaltige Lebensbedingungen in ländlichen Regionen wurde in dieser Zeit zu einer meiner Lebensaufgaben. Ich wurde ein Teil des Innen. Im Wachsen der Innenansichten entstand die Herausforderung, diese grundlegend wissenschaftlich zu reflektieren in der Ahnung, dass die Distanz der Wissenschaft notwendig ist, damit sich das Innen nicht im ewig Gleichen verliert, damit Innovation möglich ist.

In den sieben Jahren als kirchen- und gesellschaftspolitische Landlobbyistin allerdings war ich zu eng verstrickt in die Belange des Landes, um diese Distanz einzunehmen. Das ist die Crux, unter der ich litt, die mir jedoch auch erst in der Distanz letztlich klar wurde: für die Potentiale des Landes einzutreten, sie zu vertreten und sie dennoch aufgrund der notwendigen Innensicht gar nicht umfassend wahrnehmen zu können. Ich blicke nun mit einer doppelten Distanz auf die Innensichten dieser Zeit: 2005 habe ich meine Tätigkeit als KLJB-Bundesseelsorgerin beendet und die Stelle der wissenschaftlichen Mitarbeiterin im Graduiertenkolleg „Wahrnehmung von Geschlechterdifferenz in religiösen Symbolsystemen“ der Universität Würzburg übernommen. Ich bin damit aus der konkreten Land-(Jugend-)Arbeit aus- und in die wissenschaftliche Reflexion im Rahmen eines theologischen Habilitationsvorhabens an der Universität eingestiegen. Seit Juli 2006 leite ich die Geschäftsstelle des Zentrums für Lehrerbildung und Bildungsforschung der Universität Würzburg und bewege mich beruflich außerhalb kirchlicher und universitär-theologischer Bezüge.

Damit bin ich in ein doppeltes Außen eingetreten – meine beruflichen Auseinandersetzungen bewegen sich außerhalb von Theologie und Kirche und außerhalb expliziter Lobbyarbeit für ländliche Räume. Das Außen erweist sich dabei als neue Qualität für die wissenschaftliche Beschäftigung mit Land und Kirche in ländlichen Räumen. Über die Eröffnung freier Denk- und Sprechräume, die durch die enge Einbindung in land- und kirchenpolitische Kontexte verschlossen sind, hinaus inspirieren die zum Teil vergleichbaren Problemstel-

lungen eines zunächst völlig fremden Fachgebietes wie der Lehrerbildung und Schulentwicklung die Land-Kirche-Forschung und brechen eingefahrene Sichtweisen auf. Beispielhaft für weitere Ortsbeziehungen im Verlauf der Arbeit zeigt sich bereits hier, dass Orte im grundsätzlich beziehungslosen Nebeneinander verbleiben, der Blick von der Warte des einen auf den anderen Andersort aber Ungesehenes freilegt.

Orte bleiben in ihrer Andersartigkeit bestehen und qualifizieren genau dadurch den gemeinsamen Fragenkontext. Dieser besteht hinsichtlich Land und Lehrerbildung zum Beispiel in der Frage des Umgangs mit Heterogenität und der Beziehung von Theorie und Praxis. „Die Verschiedenheit ist unser Reichtum. Die Unterschiede ihrer Kinder sollten für alle Schulen kostbares Geschenk sein, nicht notwendiges Übel“, fordert die Bildungswissenschaftlerin und Schulleiterin der Laborschule Bielefeld, Susanne Thurn, weil sie überzeugt ist, dass homogenes Lernen nicht wirklich gut gelingen kann.¹

Die Laborschule Bielefeld sieht sich durchaus als Teil des politischen Systems und nimmt die Verantwortung der Schule in diesem System wahr. „Sie ist [...] eine Schule, in der Kinder und Jugendliche täglich lernen können und die nötige Zeit dazu erhalten, eine Meinung zu haben, sie zu überdenken, sie zu erweitern, zu verändern, zu verwerfen, sie gegen Andersdenkende zu verteidigen, mutig zu ihr zu stehen [...]. Sie ist eine Schule, die Polis sein will, in der ‚Politik im Kleinen‘ und ‚Demokratie im Werden‘ gelernt und gelebt werden, Verantwortung als Teilhabe von allen an allem übernommen wird.“ Während die Laborschule durchaus die politische Verantwortung wie das gesellschaftliche Veränderungspotential von Schule wahrnimmt, ist dies jedoch im erziehungswissenschaftlichen Diskurs oftmals der blinde Fleck.

Die Schweizer Soziologin Charlotte Müller kritisiert in einem Beitrag für das österreichische Journal für Lehrerinnen- und Lehrerbildung eine „schlichte Sicht auf Heterogenität“. „Zu reflektieren und in professionsspezifische Routinen überzuführen wäre das Wissen [...], dass der Schulalltag nicht aus einer Kombination von kulturellen Ausrucksformen und individuellen Begabungsressourcen besteht, sondern dass vorgängig zu der Frage von individuellen Fähigkeiten und Fertigkeiten Schüler und Schülerinnen durch die Schultüre treten, die gleichzeitig in jeweils spezifischer Form als Jungen und Mädchen, Angehörige unterschiedlicher Klassenlagen und unterscheidbarer soziokultureller Milieus habituell geprägt sind.“² Für Land wie Schule ist es wichtig, die blinden Flecken der Heterogenitätsdiskussion zu beleuchten. Für beide Bereiche ist es problematisch, wenn vor allem die individuellen Aspekte von Heterogenität betont werden – fernab von Kategorien wie gesellschaftlicher Verantwortung und Gerechtigkeit.

¹ Die Schulleiterin der Bielefelder Laborschule und Professorin an der Universität Bielefeld, Susanne Thurn, im Interview im Rahmen der Tagung Arbeitsplatz Schule, Schule im Labor, in: Uni-intern. Mitteilungsblatt der Universität Würzburg, Ausgabe 39, 30.10.07; online verfügbar unter: <http://www.uni-wuerzburg.de/fuer/presse/uni-intern0/archiv/uni-intern025/> (05.08.09).

² Müller, Heterogenität als Chance, 58.

Die Frage gleichwertiger Lebensverhältnisse wie der Chancengleichheit wird von jeher an ländlichen Kontexten festgemacht.³ Die Bildungsbenachteiligung des „katholischen Arbeitermädchens in bayerischen Landkreisen“⁴ wurde 1967 allerdings durchaus noch als gesellschaftliche Herausforderung diskutiert. Charlotte Müller sieht Lehrpersonen heute mit dem „unglaublich schwierigen Bildungsauftrag“ konfrontiert, „in demokratischen Gesellschaften, die auf Gleichheitsversprechungen beruhen, die Förderung individueller Bildungsmöglichkeiten und gesellschaftlicher Anforderungen in einer prekären Art und Weise zu verbinden, die beiden Seiten Rechnung trägt. [...] Und diese (gesellschaftlichen) Strukturen basieren auf der Aufrechterhaltung und Ausgestaltung eines Herrschaftssystems, das auf Ungleichheiten basiert.“⁵ Individualität und Gemeinwesen, eine auf Gleichheitsversprechungen basierende Demokratie und ein sich in Zentren konzentrierendes Bildungswesen – allein diese Aspekte sind prädestiniert, sich in der Konfrontation gegenseitig zur Zerreißprobe zu werden. Als Raster über das Land gelegt, produzieren sie eine unendliche Zahl sich vielfach widersprechender Bilder. Der Raum bricht sich zigfach in Landschaften, historisch gewachsene oder geplante Regionen, in Konfessionen, Wirtschaftsbereiche und Personen.

Dieses Land war lange Zeit die Kornkammer der katholischen Kirche, die Heimat der Volkskirche, christlichen Brauchtums und des Priesternachwuchses. Allein von daher sollte es Theologie und Kirche interessieren, was aus dem Land geworden ist und was aus ihm wird, einem Land, das „einmal proppenvoll war mit Kirche“⁶. Journalistisch-wissenschaftliche Neugier trieb mich dazu, es nicht bei der oberflächlichen Betrachtung zu belassen, sondern im hartnäckigen Schauen und Hören die widerstreitenden inneren und äußeren Bilder auszuhalten und sie immer wieder auf ihre Wirkung und Konsequenz für Kirche und Theologie zu befragen. Gerade auf dem Land wird die über Jahrhunderte kulturprägende Kraft der Kirchen augenscheinlich – baulich sowie in den Glaubensvorstellungen und -formen der Menschen. Augenscheinlich ist aber auch die Prägung der Kirche durch die Kultur des Landes. War diese Verbindung von Kirche und (politischer) Kultur eine lange währende, nicht immer glückliche, aber jetzt ein für alle Mal beendete historische Epoche? Oder gehört es zum We-

³ Die notwendige Debatte zum Anspruch gleichwertiger Lebensverhältnisse in Deutschland kann hier nicht geführt werden, da sie den Rahmen der Arbeit sprengen würde. Interessant ist hierzu der Beitrag von Thomas Rommelspacher, Die „Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse“ ist nicht mehr zeitgemäß; online verfügbar unter: <http://www.kommunale-info.de/index.html?infothek/2320.asp> (21.08.08) oder von Eva Barlösius, Gleichwertig ist nicht gleich, online verfügbar unter: http://www.bpb.de/publikationen/MIQKEK,0,Gleichwertig_ist_nicht_gleich.html (21.08.08).

⁴ Peisert, Soziale Lage, 99.

⁵ Müller, Heterogenität als Chance, 58.

⁶ Zitat aus einem nicht öffentlichen Gespräch mit der Münsteraner Theologin Andrea Qualbrink.

sen der Kirche, muss und kann Kirche gar nicht anders, als sich in Kultur⁷ hinein zu gebären? Wenn ja, wie realisiert sich Kirche in einem Raum, der sich zwischen boomenden Stadtrandregionen und sich entvölkernder Peripherie ausspannt, einem Raum massiver gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Umwälzungen?

Die politische wie kirchenpolitische Tendenz, die Lösung der als Problematik angesehenen Transformation ländlicher Räume in der Zentralisierung zu sehen, greift nicht nur global zu kurz, sie weicht der Komplexität der Thematik aus. Weite Wege torpedieren die Bemühungen um Nachhaltigkeit und zerstören soziale Identitäten. Zugleich wird auch von Identitäten und Institutionen Transformationsfähigkeit gefordert. Haben Kirche und Theologie das Potential, sich zu transformieren, und haben sie einen Mehrwert in gesellschaftliche Transformationen einzubringen, eine Perspektive, die die globalen Gesellschaften menschlich qualifiziert?⁸ Vermag Theologie über wirtschaftliche, naturwissenschaftliche und politische Sichtweisen hinaus Neues zu denken – über die quantifizierbaren Analysen hinaus, jenseits der Defizite oder exotischen Reize des Landes aus dem Blickwinkel des Urbanen?

Die Struktur der Arbeit

Die Suche nach Antworten und Lösungen begann beim Forschungsgegenstand „Land“. Je tiefer und breiter jedoch die Bohrung wurde, desto weiter schienen sich Antworten und Lösungen zu verflüchtigen. Das Scheitern am Versuch, Land

⁷ Die Arbeit beschränkt sich auf die Betrachtung der deutschen Situation. Global stellt sich die Entwicklung so dar, dass „im Jahr 2050 die Erdbevölkerung von derzeit etwa 6,5 Milliarden auf 8,5 bis 9 Milliarden Menschen angewachsen sein [wird]. Bereits heute leben weltweit mehr Menschen in städtischen als in ländlichen Regionen. [...] Immer mehr Menschen ziehen in die Städte, teilweise mit verheerenden Folgen sowohl für die Bevölkerung als auch die Umwelt. [...]“ Der stv. Vorsitzende des Rates für Nachhaltigkeit Töpfer fragt deshalb: „Wie können wir die nicht eingebundenen Teile der Bevölkerung so am Wohlstand teilhaben lassen, dass sie nicht mehr wandern müssen und die globalisierte Welt stabiler wird?“, zitiert nach Sebastian Hepp, Zusammenrücken für die Zukunft. Der ehemalige Bundesumweltminister und Generaldirektor des UN-Umweltprogramms Klaus Töpfer referiert über die Perspektive von Städten, in: Süddeutsche Zeitung, Nr.186, 14./15.8.2007, Beilage Immobilien V2/1. Wobei Töpfer „Wohlstand“ nachhaltig versteht. „Voraussetzung für diesen Prozess [allen Menschen Perspektive für Wohlstand und Frieden bieten] sei aber vor allem in den Zentren ein beträchtlicher Aufwand an Ressourcen. „Für ein Prozent wirtschaftliches Wachstum im ländlichen Raum benötigt man ein Prozent mehr Energie. Ein Prozent Wachstum im städtischen Raum dagegen bedeutet einen Mehrbedarf von 2,2 Prozent an Energie“, sagt Töpfer. [...] Neben dem verstärkten Einsatz von erneuerbaren Energien [...] sei eine zunehmende Dezentralisierung das probate Mittel.“

⁸ Auch das für diese Frage interessante Denkmodell des Sozialkapitals wird in dieser Arbeit nur gestreift und kann nicht eingehend behandelt werden. Der Sachverständigenrat sieht in diesem Bereich „noch sehr viel Forschungsbedarf, [...] Dies zeigt schon die Erfahrung fast aller Entwicklungsorganisationen, auch der kirchlichen Werke, dass fehlende soziale Bindungen und das Reißen sozialer Netze für viele Fehlschläge in der Bekämpfung der Armut verantwortlich sind. [...] die christlichen Kirchen (waren) immer schon Organisationen, die viel Einfluss auf die Bildung von Sozialkapital in den jeweiligen Gesellschaften ausgeübt haben.“

zu erfassen, brachte die Methodik dieser Arbeit hervor, die über verschiedene Methoden und Formate aus dem Bereich der empirischen Sozialforschung, aber auch des Journalismus versucht, Bilder aufzuzeigen. Diese Bildentwürfe sind vergängliche Teile eines unendlichen Mosaiks, das sich in einem ständigen Transformationsprozess befindet; Teile, die sich immer wieder neu zu einem vielfältigen Über-, Neben- und Durcheinander paradoxer, räumlich und zeitlich begrenzter Ausschnitte ordnen.

Der Einstieg über Land-Spots in Kapitel 1 setzt die/den LeserIn von Anfang an dieser komplexen Matrix „Land“ aus. Mit journalistischen Spots wird die moderne Dichte, Schnelligkeit und Kurzlebigkeit von Bildern ansatzweise nachgezeichnet. Land-Spots – Scheinwerfer auf Lebenssituationen von Menschen in ländlichen Räumen Deutschlands gerichtet – bilden den Beginn dieses Versuchs, die Transformationen des Landes und der Kirche offen zu legen. Die Scheinwerfer sollen die gerade nicht klar hierarchisch oder linear geordnete Vielfalt aufschimmern lassen, die Michel Foucault bereits 1967 als Epoche des Raumes angekündigt hat. „Wir sind in der Epoche des Simultanen, wir sind in der Epoche der Juxtaposition, in der Epoche des Nahen und des Fernen, des Nebeneinander, des Auseinander. Wir sind, glaube ich, in einem Moment, wo sich die Welt weniger als ein großes sich durch die Zeit entwickelndes Leben erfährt, sondern eher als ein Netz, das seine Punkte verknüpft und sein Gewirr durchkreuzt.“⁹

Durch die vordergründigen Landbilder beginnt, der Ausdruck moderner Individualität und Pluralität zu scheinen. Die Entdeckung provoziert Verletzbarkeit als wissenschaftstheoretisches und methodisches Prinzip dieser Arbeit, praktischer Theologie. Kapitel 2 holt diese Entwicklung der Arbeit theoretisch ein und erklärt die Vielfalt der thematischen Facetten, das Nebeneinander unterschiedlichen Expertentums, verschiedener Methoden und Textsorten.

In Kapitel 3 und 4 folgen die Entfaltungen des Themas auf „Land“ und „Kirche“ hin. Es kann in beiden Bereichen nur ein Aufreißen sein, ein relativ zufälliges Sammeln – jeder Aspekt ließe sich vertiefen, viele Aspekte ließen sich hinzufügen. Die Arbeit geht bewusst in die Breite und vernachlässigt die – sicher ebenfalls notwendige – Vertiefung ins Detail, in konkrete Vor-Ort-Situationen, um die Wichtigkeit des theologisch lange vernachlässigten Blicks auf ländliche Räume zu betonen. Infolge der Ausblendung sind blinde Flecken in Theologie und Pastoral entstanden, denen in der Arbeit mit Weitungen des Blicks in methodischer und thematischer Hinsicht begegnet wird. Das in Kapitel 2 als Me-

⁹ Dieser Vortrag wurde von Michel Foucault in Tunesien geschrieben und vor dem *Circle d'études architecturales* am 14. März 1967 gehalten. Kurz vor seinem Tod wurde der Text veröffentlicht in der Zeitschrift *Architecture, Mouvement, Continuité* vom 5.10.1984, 46–49. Er war kurz darauf Teil einer Installation in einer Berliner Ausstellung und wurde seitdem in zahlreichen Kontexten wieder verwendet. Der französische Originaltext findet sich in: *Michel Foucault, Dits et écrits, Bd. IV, Paris 1994, 752–762*. Diese deutsche Übersetzung stammt aus dem Ausstellungskatalog von Frölich/Kaufmann, „Idee Prozeß Ergebnis“, 337ff. Weitere deutsche Übersetzungen finden sich bei: Wentz, *Stadt-Räume*, 65–72; sowie bei Engelmann, *Michel Foucault*, 145–157.

thode entwickelte Exposure soll in Kapitel 3 und 4 textlich nachvollziehbar werden.

Der Blick auf den Auftrag von Kirche, auf die Bilder von KünstlerInnen, auf bildende Kunst, auf den erweiterten Kunstbegriff von Joseph Beuys eröffnet in Kapitel 5 den Weg zum Umgang mit offenen Systemen, zur konsequenten Konfrontation von Theologie und Pastoral mit den Lebensbedarfen moderner Individuen als einzig möglichen InterpretInnen ihrer Bilder, zum kreativen Sprung, der mit dieser Arbeit nur einen Anfang nimmt.

1. Land-Spots

1.1. *Konservativ bis zur Unbeweglichkeit*

Elisabeth¹⁰ wurde vor 46 Jahren „auf dem Hof des Kartoffel-, Kuh- und Schweinebauers als viertes von sechs Kindern und als erstes Mädchen in dritter Generation geboren.“ Auch heute leben ihre Eltern auf diesem Hof in einer großen „Haus- und Wohngemeinschaft“ mit Elisabeths Großonkel, ihrem Bruder mit Frau und drei Kindern sowie einem weiteren Sohn und zwei Lehrlingen. Elisabeth ist Religions- und Sozialpädagogin geworden. Ihre „eigene Familie umfasst zwei männliche Wesen, der eine 45, der andere 14. Allerdings zählt zumindest im räumlichen Sinne auch die Familie meiner Schwester dazu, da wir uns als eine *vita communis* verstehen, d.h. noch zwei Erwachsene und drei Kinder dazu!“ Ihren Alltag strukturiert Elisabeth sehr klar: Montag und Mittwoch Familiendienst, Dienstag und Donnerstag berufliche Verpflichtungen. Montags und mittwochs bleibt Zeit für Hobbies: „walken, stricken, lesen, schlafen und ehrenamtliches Engagement in der Pfarrgemeinde und im politischen Raum.“ Ehrenamtlich begleitet sie mehrere Kinder, „die darauf angewiesen sind“, in schulischen Belangen. Elisabeths Freizeit ist ausgefüllt mit der Pflege von Freundschaften und Nachbarschaften, dosierten sportlichen Tätigkeiten zur Gesunderhaltung, bürgerschaftlichem Engagement als Schöffin, ehrenamtlichen Krankenhausbesuchen, Familiengottesdienstvorbereitung und Kommissionsarbeit für Schwangere, die in finanziellen Notlagen sind.

In ihrer beruflichen Tätigkeit – einer 50%-Stelle als Referentin – ist sie ebenfalls ständig von neuen Themen und Aufgaben herausgefordert. Berufliche Verpflichtungen reißen Sie ca. zweimal im Monat auch aus der Wochenendruhe, „um z.B. eine Tagesveranstaltung zu moderieren oder einen Kurs zu begleiten. Jegliche noch so kleine Arbeitsherausforderung bringt das Glück des Wochenendes in ein Ungleichgewicht. Die normalen Wochenenden sind von Faulheit, viel Schlafen, Begegnungen, Doppelkopf-Abenden und Tatort-Gucken als Ritual gekennzeichnet. Unregelmäßiger Kirchgang kommt auch noch hinzu.“

Hätte sie drei Wünsche frei, würde sich Elisabeth Gesundheit und ein erfülltes Leben wünschen – „genauer gesagt etwas ruhiger – und viele neue Freundschaften“. Auch ohne Wunschfee bietet ihr das Leben auf dem Land gute Voraussetzungen für die Realisierung ihrer Wünsche. Land steht bei Elisabeth für verbindliche Beziehungen, eine sehr weitläufige Wohnsituation und für Natur. Die Nachteile resultieren genau aus dieser Situation: eine zwangsläufig hohe Mobilität, ein begrenztes Beziehungsangebot – „und Konservatismus bis zur Unbeweglichkeit.“ Den Konservatismus macht sie „eher an den Gemeinschaftsgepflogen-

¹⁰ Die Namen der InterviewpartnerInnen wurden geändert.

heiten fest: Schützenfeste, Pfarrfeste, Fahrradtouren ums Dorf herum, An- und Abgrillen, Fußballspiele und weniger Kultur- oder Eventcharakter mit einmaligen Höhepunkten! Dazu gehören vielleicht alle 50 Jahre Jubiläumsfeierlichkeiten von verschiedenen Vereinen und Verbänden.“

Unbeweglich sind für sie viele Landjugendliche, „die größtmögliche Zufriedenheit in ihrem direktem Umfeld suchen. Weiter wegfahren muss nicht sein und bringt auch nichts! Insofern eine moderne Unflexibilität und ein neues Sicherheitsbedürfnis direkt vor der Haustür.“ Das Dorf – das sind die Bauern. „Ich erlebe Landwirte als sehr bereitherzig, neue Kontakte im Dorf aufzubauen, z. B. über die Kinder. Aber die ‚Dörfler‘ suchen weniger den Kontakt zum Landwirt oder zur Landwirtschaft – außer fürs Kaminholz, Eier und die Milch. Die Bauernschaften an sich sind eine organisch gewachsene Gemeinschaft, die zumeist mit einer Nachbarschaftssatzung die außergewöhnlichen Begebenheiten des ländlichen Raumes regeln und damit Kommunikation und Beziehung untereinander immer wieder ermöglichen. Zugezogene Städter und Dörfler empfinden sich eher als ausgeschlossen aus dieser Gemeinschaft.“ Dorfgemeinschaft macht Elisabeth im „kirchlichen Milieu“ aus. Allerdings spielt die Dorfkirche nur noch „als Baudenkmal eine Schlüsselrolle, als Gottesdienst- und Versammlungsraum eine vollkommen untergeordnete. Die Ritualien in der Kirche sind eher verunsichernd als hilfreich. Die Selbstverständlichkeit kirchlicher Eingebundenheit ist fast verloren. Als gesellschaftliche Größe ist die Kirche in der Gemeinde kaum mehr wahrzunehmen, es sei denn, es geht um soziale und caritative Angebote. Dann ist die Trägerschaft der Kirche sehr erwünscht. Wenn ich ein Bild wählen müsste, würde ich sagen: die Kirche ist eine stoische Kuh, die gemolken wird, sich aber nicht mehr von ihrer Weide traut.“

1.2. Ständig präsent – Priester als Regionalmanager

„Wir nehmen dem Dorf die Identität, wenn wir die Messe, die Prozession wegfallen lassen oder nur im Wechsel veranstalten. Wir berauben das Dorf seiner Möglichkeit, Menschen zu sammeln. Der Ort – das ist nicht der Schützenverein, das ist auch nicht der Sportverein. Die Ebene, die den SPD-Mann mit dem CDU-Mann verbindet, diese Ebene ist dann weg.“ Jens, 41, Pfarrer und Dechant in einer ländlichen Region im Norden Deutschlands, redet sich in Rage. Das kirchliche Leben auf dem Land begeistert ihn und macht ihm Sorgen. „Mir fällt das verdammt schwer zu sagen, das ist eben so. Der Priestermangel ist für mich die größte Herausforderung in dem Ganzen – und zwar nicht wegen Amtsfragen und sonst was. Wenn der Pfarrer, wenn ich mich da nicht für zuständig erkläre, dann haben wir für das Dorf kein wirkliches Gesicht mehr.“

Dem engagierten Priester geht es nicht um den Erhalt kirchlicher Strukturen, sondern um ein „pralles“ christliches Leben in ländlichen Zusammenhängen. Jens nennt es Sendung und Sammlung und denkt diese Begriffe sofort im Kon-